

**Partial-Holismus
in der Sozialen Arbeit -
Erfahrungen mit einer
Forschungsposition**

Festschrift
für
Norbert Huppertz

Herausgegeben von
Jörg-Johannes Lechner und
Jutta Mägdefrau

Mit Beiträgen von
Christoph Bayer, Norbert Kern, Ulrich Kirchgäßner,
Jörg-Johannes Lechner, Jutta Mägdefrau, Uwe Tolksdorf

PAIS-Verlag
Oberried bei Freiburg i. Br.

Die Deutsche Bibliothek - CIP - Einheitsaufnahme

Partial-Holismus in der sozialen Arbeit : Erfahrungen mit einer Forschungsposition ; Festschrift für Norbert Huppertz / hrsg. von Jörg-Johannes Lechner und Jutta Mägdefrau. Mit Beitr. von Christoph Bayer ... - Oberried bei Freiburg i. Br. : PAIS-Verl., 1998

ISBN 3-931992-06-3

PAIS-Verlag

Hauptstr. 49 • 79254 Oberried

© Copyright 1998: Sozietät zur Förderung der wissenschaftlichen Sozialpädagogik - PAIS e.V.
Oberried Printed in Germany

Herstellung: Christmann Digital Druck, 31236 Ilsede

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Vorwort

Das Theorie-Praxis-Problem in der Erziehungswissenschaft wird seit Jahren als zentrales Problem diskutiert. Auch Sozialpädagogik und Sozialarbeit brauchen insofern Konzepte, die beide Dimensionen, Theorie und Praxis, stärker als bisher aufeinander beziehen. Der Partial-Holismus, der die Grundthese vertritt, daß „jeder der derzeit in der Erziehungswissenschaft diskutierten Forschungsansätze zur Lösung anstehender Probleme etwas sagen kann“¹, bietet sich als ein Forschungskonzept an, das insbesondere zur Verbesserung des Theorie-Praxis-Problems beitragen kann. Im Konzept des Partial-Holismus werden Phänomenologie, Hermeneutik, Dialektik, Kritischer Rationalismus, Systemik, Handlungsforschung und Alltagsorientierte Forschung bei der Erarbeitung eines Forschungsdesigns in die Überlegungen einbezogen. Die wesentlichen Postulate des Partial-Holismus sind die folgenden: Erstens basiert er auf dem Postulat der methodischen und methodologischen Offenheit, dann auf den für alle Forschung grundlegenden Prinzipien der Systematik, der Generalisierbarkeit und der Rationalität. Weiter muß ein Realitätsbezug gegeben sein. Die wissenschaftliche Arbeit geht von der Wirklichkeit aus und muß für diese verwendbar sein. Weitere Postulate sind die Forderung nach Praxis-Autonomie und Ganzheitlichkeit. Auch geht der Partial-Holismus davon aus, daß beschreibende Forschung, z. B. phänomenologischer oder empiri-

¹ Huppertz N., Möglichkeiten der Forschung und Theoriebildung in der Sozialen Arbeit, in: Freiburger Stadtheft, Symposium „Sozialarbeit in der Regio“ vom 13.10.87, S. 39

scher Art, wichtig ist, aber für eine fundierte und effektive Angehensweise der Probleme unserer Gesellschaft allein nicht ausreicht. Als letzte Forderung sei hier die Ideologiekritik genannt.

Der Partial-Holismus hat den Anspruch, „die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis zu verringern“² und unter phänomenologischer Einklammerung des Vorwissens an den Forschungsgegenstand heranzugehen.

Huppertz, der als Erziehungswissenschaftler in der Praxis tätig war und so den Hiatus zwischen theoretischem Wissen und praktischer Notwendigkeit selbst erfahren hat, ist überzeugt, daß Wissenschaft erstens die Probleme der Praxis wahrnehmen und sich zweitens dem Vermittlungsproblem stellen muß. Es ist hier nicht der Ort, die Debatte der Wissensverwendungsforschung aufzurollen und nach Gründen zu suchen, weshalb sich das Theoriewissen den Praktikern so unzugänglich darstellt. Entscheidend für Huppertz ist vielmehr, daß sich die Theoretiker mit der Position des damals vorherrschenden Kritischen Rationalismus quasi aus dem Weitertransport der in der Wissenschaft gewonnenen Erkenntnisse in die Praxis verabschiedet hatten. Diese Position, die für jemanden, der sowohl die wissenschaftliche Arbeit an einer Hochschule, als auch die Praxis vor Ort aus eigenen Erfahrungen kannte, mußte Huppertz unannehmbar erscheinen.

So formuliert Huppertz in dem gemeinsam mit Schinzler veröffentlichtem Standardwerk „Grundfragen der Pädagogik“ bereits 1975: „Nach unserem Verständnis

² a.a.O., S. 41

hat eine Theorie die folgenden vier Funktionen zu erfüllen: beschreiben, erklären, prognostizieren und beraten....Es kann einem Wissenschaftler nicht gleichgültig sein, was in der Realität aus seinen Forschungsergebnissen wird. Wir sprechen uns für eine weitgehend theoriepraxis-integrierte Erziehungswissenschaft aus, bei der die Beteiligten sich während des Forschungsprozesses so weit wie möglich der Wertung enthalten, dann aber ihre Ergebnisse gemeinsam mit den in der Praxis Engagierten auf eine konkrete Anwendung hin beraten und überprüfen"³.

Es ist Huppertz also schon in den 70er Jahren ein Anliegen, daß Erziehungswissenschaft von den Bedürfnissen der Praxis ausgehen muß. Dem liegt die Vorstellung von Erziehungswissenschaft als einer Theorie von der Praxis für die Praxis zugrunde.

Dies zeigt sich auch in seiner Supervisionskritik aus dem Jahre 1975⁴. Seine Forderung war, daß das, was in der Supervisionspraxis passierte, der empirischen Überprüfung zugänglich gemacht werden müsse. Deutlich wird auch an diesem Beispiel Huppertz' Anliegen, im Forschungsprozeß stets eine enge Verbindung mit der Praxis zu suchen. Das heißt, daß Probleme, die in der Praxis deutlich werden, den forschend Tätigen zur Kenntnis zu bringen sind und umgekehrt, Erkenntnisse, die im Forschungsprozeß gewonnen werden, wiederum an die Praxis rückgemeldet werden müssen.

³ Huppertz, N./Schinzler, E., Grundfragen der Pädagogik, München 1975, S. 274 ff.

⁴ Huppertz, N. Supervision - Analyse eines problematischen Kapitels der Sozialarbeit, Neuwied/Darmstadt 1975

Kernproblem ist dabei immer die Frage von Transfer und Transformation dieses Wissens.

Wenn, wie Huppertz formuliert: „Wissenschaftliche Ergebnisse (...) heute fast nur noch dialogisch hervorgebracht werden“⁵ können, dann wird ein Ansatz wie der Partial-Holismus bedeutsam. In diesem dialogischen Prinzip wird auch die Nähe zur Aktions- oder Handlungsforschung deutlich.

Die kritische Auseinandersetzung mit den Engführungen der Empirie und eine Rückbesinnung auf die durch seine Ausbildung bedingten geisteswissenschaftlichen Wurzeln, brachten Huppertz dazu, die Verbindung der verschiedenen Forschungslogiken sowie die Verbindung der verschiedenen Verfahren und Methoden von Forschung stärker zu favorisieren, eine Position, die er 1987 erstmals in den Freiburger Stadtheften publizierte.

So ist der Partial-Holismus auch zu verstehen als Resultat eines berufsbiographischen Entwicklungsprozesses, indem Huppertz die Erfahrungen aus Theorie und Praxis gleichwertig berücksichtigt und in seine Forschungsposition einfließen läßt. Unter Achtung der Dignität der Praxis können so methodologische Grundannahmen unterschiedlicher Forschungspositionen im Partial-Holismus zusammenfließen, womit versucht wird, einen Beitrag zu leisten, die Kluft zwischen Theorie und Praxis zu schließen.

⁵ Huppertz, N., Erleben und Bilden im Kindergarten, Freiburg/Basel/Wien 1992, S.7

Dieser anlässlich des 60. Geburtstages von N. Hupertz erscheinende Band soll dazu beitragen, den partial-holistischen Forschungsansatz populärer zu machen. Der einleitende Beitrag von Mägdefrau „Qualitativ-quantitativ-holistisch: erziehungswissenschaftliche Forschung unter dem Anspruch eines gegenstandsbezogenen Forschungsparadigmas“ befaßt sich überblickhaft mit dem Verhältnis qualitativer und quantitativer Forschungsansätze. Mägdefrau beschreibt die unterschiedlichen Positionen beider Forschungsrichtungen, wobei die Überbrückung des Gegensatzes beider Verfahrenstypen im Mittelpunkt der Darstellung steht, um schließlich aufzuweisen, welche Vorzüge ein holistisches Forschungsverständnis im Hinblick auf den Einsatz von Methoden für die erziehungswissenschaftliche Forschung haben kann.

Das Theorie-Praxis-Verhältnis in der Forschung steht im Mittelpunkt von Kirchgäßners Beitrag. Er geht der Frage nach, welche Bedeutung der spezifische Theoretiker-Praktiker-Bezug der Aktionsforschung für das partial-holistische Konzept hat und weist auf, wie sich die enge Verschränkung von Forschungskompetenz und Praxiskompetenz in den einzelnen Schritten des Forschungsprozesses vollzieht.

Lechner widmet seinen Beitrag einigen „geisteswissenschaftlichen Grundlagen des Partial-Holismus“. Im ersten Teil seiner Abhandlung „Ontologische Einheit des Daseins - Die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Philosophie in der partial-holistischen Forschung“ zeigt er, wie die Aufgabe der Philosophie in ihrem Verhältnis zur Weltanschauung und zur Idee eines Weltzieles ein Fundament für den Partial-Holismus darstellen kann; hier geht er auch dem Streit zwischen wissenschaftlicher

Philosophie einerseits und Weltanschauungsphilosophie sowie prophetischer Philosophie andererseits nach, um schließlich aufzuweisen, wie dieser Streit zu beantworten ist. Im zweiten Teil seines Beitrags führt er aus, unter welchen Kriterien der partial-holistische Forscher einen Begriff wie „Freiheit“ sehen muß, um dem Anspruch des Partial-Holismus als Forschungsmethode gerecht zu werden.

In seiner Darstellung „Die Erzieherausbildung in Baden-Württemberg in partial-holistischer Sicht - Forschungsperspektiven und Forschungsfragen“ weist Tolksdorf auf, daß partial-holistische Forschung u.a. eine Evaluation von Reformprozessen im Bereich der Erzieherausbildung leisten kann.

Kern stellt in seinem Bericht über die August-Kayser-Stiftung „Partial-Holismus und Wertanalyse in der Altenhilfe - Wege zur Praxisveränderung“ dar, wie Partial-Holismus und Wertanalyse an einem konkreten Projekt der Altenhilfe in die Praxis umgesetzt werden können, um so einen Beitrag zur Qualitätsverbesserung zu leisten.

In „Partial-holistisches Denken und Handeln in der Jugendhilfe - Werkstattbericht zur Chronologie eines Planungsprozesses in der Jugendhilfeplanung“ zeigt Bayer am Beispiel der Jugendarbeit, wie die Verschränkung von Theorie- und Praxisprozessen und ihre Rückbindung an die Politik, Aufschluß über generelle Kriterien für das Gelingen von Prozessen der Jugendhilfeplanung geben können.

Jörg-Johannes Lechner/ Jutta Mägdefrau

Freiburg, Oktober 1998

Jutta Mägdefrau

Qualitativ – quantitativ – holistisch: erziehungswissenschaftliche Forschung unter dem Anspruch eines gegenstandsbezogenen Forschungsparadigmas

1. Vorbemerkungen

“Brauchen wir andere Forschungsmethoden?” fragen Garz/Kraimer 1983 und beantworten ihre Frage dahingehend, daß qualitative Forschungsmethoden weiterentwickelt werden müßten, um der “einheitswissenschaftlichen Methodologie”, so die Autoren, eine Alternative entgegenzusetzen. Mit ihrer Wortwahl zeigen die Autoren einmal mehr, daß die Auseinandersetzung zwischen Vertretern qualitativer und quantitativer Verfahren oder - von Wilson (1982) in die Diskussion gebracht - zwischen den Anhängern des ‘interpretativen’ und des ‘normativen’ Paradigmas, lange Zeit als Streit verschiedener unvereinbar erscheinender Schulen geführt worden ist. Kuchler sprach von einer “unproduktiven Frontstellung” (1983, S. 9), die durch diese Gegenübersetzung erreicht worden sei.

So wie E. König in seiner “Bilanz der Theorieentwicklung in der Erziehungswissenschaft” einen “Prozeß der Integration und Konvergenz unterschiedlicher theoretischer Konzepte” (1990, S. 927) für die pädagogische Theorieentwicklung ausmacht, wird hier die Ansicht vertreten, daß sich die genannte Entwicklung im Bereich der methodologischen Diskussionen wiederholt, daß sich also, verfolgt man die neueren Diskussionen, auch hier

eine Tendenz zu integrativen forschungsmethodischen Konzepten feststellen läßt. Ferchhoff spricht bereits Mitte der 80er Jahre von einer gewachsenen "innerscientifischen Toleranz gegenüber den ehemals nicht konventionellen - als unwissenschaftlich abqualifizierten - Verfahrensweisen 'weicher' Wissenschaften" (Ferchhoff 1986, S. 240). Im Zuge zunehmender Pluralisierung in allen Gesellschaftsbereichen bis hinein in Wissenschaftsstrukturen werden alte Frontstellungen aufgeweicht. Auch werden die Wissenschaften schon seit der Jahrhundertwende von historischen, ethnologischen, wissenssoziologischen, interpretativen und alltagsnahen Denkweisen beeinflusst. Die Kritik an der klassischen quantifizierenden Forschung richtete sich vor allem gegen die enggeführte rationalistische Wirklichkeitsvorstellung, die ihr häufig zugrunde lag. Zudem entdeckte man auf wissenschaftlicher Seite die Bedeutung des Alltagswissens, womit "die rationalitätsverpflichtenden methodologischen Grundannahmen empirischer Sozialforschung ein Stück weit relativiert" (Ferchhoff 1986, S. 242) wurden. Dies hatte die Erweiterung der Möglichkeiten des Forschungshandelns zur Folge. Ferchhoff resümiert, daß das Privileg der Wissenschaft auf umfassende Wahrheit zunächst aufgeweicht wurde und dadurch erst andere Wissensformen und Erkenntnisprinzipien an Bedeutung gewannen (ebd.).

Der vorliegende Aufsatz will über die Diskussion um das Verhältnis qualitativer und quantifizierender Forschungsansätze überblickhaft informieren, indem zunächst die methodenbezogenen Grundannahmen qualitativer Forschung in Abgrenzung zur quantifizierenden dargestellt werden. Im Anschluß daran werden knapp die

unterschiedlichen Positionen zum Zusammenspiel beider Forschungsrichtungen umrissen, wobei der Versuch Wilsons, die Verbindung beider Verfahrenstypen auf eine theoretische Basis zu stellen, im Mittelpunkt der Darstellung steht.

Abschließend wird versucht zu zeigen, welche Vorzüge der Triangulationsansatz bzw. ein “partial-holistisches” Forschungsverständnis im Hinblick auf den Einsatz von Methoden für die erziehungswissenschaftliche Forschung haben kann.

2. Zum Verhältnis von quantitativen und qualitativen Methoden

Das Problem bei den verschiedenen Versuchen, qualitative Forschungsmethoden oder auch das sogenannte ‘interpretative Paradigma’ zu definieren, ist, daß der Begriff ‘qualitativ’ vielfach als eine Art Sammelbegriff für die verschiedenen grundlagentheoretischen Positionen und daraus resultierend auch für die verschiedensten Forschungsverfahren verwendet wird.

Grundsätzlich wurde in der wissenschaftlichen Diskussion seit Wilsons prominentem Aufsatz von 1982 das ‘interpretative’ Paradigma dem ‘normativen’ Paradigma gegenübergestellt. Man verstand das normative als Ausfluß aus dem Strukturfunktionalismus Parsonscher Prägung und positivistisch orientiertem Empirismus, während sich das interpretative Paradigma aus dem Symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie spei-

ste.¹ Entsprechend richtet sich das Erkenntnisinteresse im ersten Fall auf objektive, vom Individuum unabhängige Bereiche von Wirklichkeit, im interpretativen Paradigma auf das Erfassen der Prozesse subjektiver Aneignung und Verarbeitung von Wirklichkeit, d.h. "Ziel qualitativer Forschung ist das Aufdecken von Strukturen des Verhältnisses des Subjektes zu seiner Lebenswelt" (Marotzki 1995, S. 58).

Deskriptive Verfahren haben in der qualitativen Forschung Vorrang vor explanativen. Zwar verzichtet man nicht auf Erklärungen, aber "das jeweilige Phänomen, um das es geht, [soll] so genau wie möglich in seinem Vollzugscharakter" (Marotzki 1995, S. 57) beschrieben werden. Die Nähe zur Phänomenologie wird hier deutlich.² Marotzki erläutert die Verwandtschaft des interpretativen Paradigmas mit der Phänomenologie Husserlscher Prägung wie folgt: Aus der Husserlschen Vorstellung von der Welt als Seiender, im menschlichen Leben Sinn Habender und Sinn oder Geltung Gewinnender, ergibt sich als Konsequenz eine dauernde Interpretationsleistung der Individuen: der Sinn muß immer wieder neu hergestellt werden und zwar durch Deutung oder Auslegung.³ Die interessierende Frage

¹ Vgl. hierzu die Ausführungen der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976.

² Vgl. zum phänomenologischen Ursprung der qualitativen Methodik, insbesondere unter Hinweis auf Husserl, auch von Eye 1994.

³ Mit diesem Deutungsgedanken wird im Grunde bereits über Husserl hinausgegangen, so daß Anschlüsse an eine hermeneutisch-phänomenologische Denkweise möglich sind.

richtet sich somit auf das *Wie* dieser Deutungsakte, d.h. auf die Frage, wie diese Deutungen verlaufen bzw. aufgebaut werden. Weiter sieht Marotzki die Nähe zur Phänomenologie darin, daß das interpretative Paradigma eine Wissenschaft sucht, die sich in Abgrenzung zum mathematisch-naturwissenschaftlichen Paradigma konturiert. Husserl hat versucht, sowohl den “naturalistischen Objektivismus” (ebd. S. 58), wie auch den Idealismus zu überwinden, konsequent fordert er das Sich-Einlassen auf die Realität, weshalb für Marotzki auch “plausibel [ist], daß empirische Anschlüsse in phänomenologischer Tradition gesucht werden konnten” (ebd.). So wollen auch qualitativ arbeitende Forscher und Forscherinnen keine Vorannahmen über die zu untersuchenden sozialen Gegebenheiten zulassen; im Gegensatz zur quantitativen Forschung verzichtet man ausdrücklich auf eine Reduktion von Komplexität durch Eingrenzung auf bestimmte Variablen. Außerdem versucht man, reaktive Instrumente möglichst wenig einzusetzen.

Zweifelsfrei sind die Grundannahmen qualitativer Sozialforschung von großer Attraktivität, so wird stets die der Phänomenologie entlehnte vorurteilsfreie Haltung der Forschenden angeführt oder auch ein “ganzheitlicher Datenkonstitutionsprozeß” (Lamnek 1988, S. 44). Auch Flexibilität und Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand werden genannt und als “notwendige Voraussetzungen der Wirklichkeitsbeschreibung” (Lamnek ebd. S. 22) bezeichnet. Trotz alledem lassen sich immer noch Vorbehalte gegenüber qualitativer Forschung finden, vor allen Dingen bei Anhängern streng quantitativer Forschungsverfahren.

Eye (1994) macht für die erst ansatzweise erfolgte Etablierung qualitativer Verfahren die folgenden "Indizien" aus:

- a) Es gäbe eine "partielle Konfundierung von Methoden der qualitativen Forschung und Forschungsdisziplinen/ Inhalten" (Eye 1994, S. 25). So kämen bestimmte Verfahren der qualitativen Forschung in einzelnen Disziplinen häufig, in anderen dafür gar nicht vor. Eye folgert daraus, daß qualitative Verfahren noch zu wenig unabhängig vom Inhalt betrachtet würden oder umgekehrt: Es bestimmt seiner Meinung nach der Inhalt noch immer zu sehr die Verfahren.
- b) Es gibt noch immer erheblich weniger Fachzeitschriften, die sich mit der Methodologie qualitativer Methoden befassen, auch wenn ihr Anteil im Steigen begriffen ist.
- c) Einführungen in qualitative Forschung würden an Universitäten als Pflichtveranstaltung erheblich seltener angeboten, als Einführungen in quantitative Forschung.

Im Hinblick auf die Etablierung qualitativer Forschungsmethoden im Wissenschaftsbetrieb wurde in der Methodendiskussion immer wieder der Frage nachgegangen, ob diese die klassischen Gütekriterien empirischer Forschung ebenfalls erfüllen könnten oder müßten. Grundprinzipien empirischer Forschung sind bekanntlich die folgenden: Bedeutsamkeit, Präzision, Gültigkeit (Validität), Zuverlässigkeit (Reliabilität), Objektivität und intersubjektive Überprüfbarkeit.

Wie gestalten sich diese Kriterien in den beiden unterschiedlichen Forschungskonzepten? Bedeutsamkeit meint, daß das Forschungsproblem gesellschaftliche, innerwissenschaftliche und natürlich auch persönliche Relevanz haben muß. Dies gilt in gleichem Maße für Studien im Bereich quantitativer wie qualitativer Forschung. Der Begriff Präzision richtet sich auf die Forderung nach möglichst eindeutig definierten Begriffen. Und hier unterscheiden sich bereits die beiden Forschungspositionen. Bei der quantifizierenden Methode geht es darum, die verwendeten Begriffe vorab im Sinne operationaler Definitionen zu klären, bei der qualitativen Methodenlehre steht man dagegen auf dem Standpunkt, diese Definitionen erst nach Abschluß des Forschungsprozesses klar und eindeutig leisten zu können.

Zum Begriff der Gültigkeit oder der Validität: Dieser bezeichnet die Genauigkeit, mit der ein Verfahren das erhebt, was es zu erheben vorgibt. In quantitativen Untersuchungen muß man bei standardisierten Fragebögen beispielsweise davon ausgehen können, daß der Befragte die Frage so versteht, wie der oder die Forschende sie gemeint hat, und diese Frage auch in dem Bezugsrahmen beantwortet, der vorgegeben wurde. In der qualitativen Forschung dagegen ist die Gültigkeit der Stichprobe dadurch gewährleistet, daß man maximale Unterschiedlichkeit der Fälle anstrebt. Die Gültigkeit der Ergebnisse dagegen soll bei der qualitativen Forschung innerhalb des abgesteckten Feldes erreicht werden, nicht in anderen Feldern oder anderen Systemen. Dementsprechend verstehen sich Ergebnisse qualitativer Forschung als zeitlich-räumlich-historisch begrenzt. Ein weiterer Punkt bei der qualitativen Forschung ist die Gültigkeit der Inter-

pretationen. Darüber gibt es je nach Verfahren unterschiedliche Vorschläge, wie sie beispielsweise von Oevermann mit der Objektiven Hermeneutik vorgebracht wurden. Im Grundsatz gehen alle Vorschläge in die Richtung, daß durch die Art des Forschungsprozesses dem Prinzip der Validität Rechnung getragen werden soll. Dazu gehört beispielsweise, daß ein Thema mit verschiedenen Instrumenten angegangen wird und nicht von einem Forscher/ einer Forscherin, sondern von Forschergruppen etc. (Konsensvalidierung). Letztlich geht es dabei um die Frage, ob man Strukturwissen erhebt oder nur Oberflächenphänomene.

Zuverlässigkeit oder Reliabilität meint die Übereinstimmung der gefundenen Ergebnisse mit gleichartigen Befunden oder Ergebnissen unter gleichen Bedingungen. D. h. also, Reliabilität bedeutet die Unabhängigkeit der Ergebnisse vom Meßvorgang. Zur Prüfung der Zuverlässigkeit eines Instruments werden in der Regel Pre-Tests durchgeführt oder auch - wie beispielsweise in der Inhaltsanalyse - spezielle Reliabilitätstests. In der qualitativen Forschung stellt sich dagegen das Problem der Reliabilität als Problem der intersubjektiven Überprüfbarkeit. Anhänger qualitativer Methoden sprechen in diesem Zusammenhang statt von Reliabilität daher lieber von Reflexivität. Durch den für diese Art Forschung konstitutiven permanenten Interaktionsprozeß der Forschergruppe untereinander einerseits und der "Informanten" andererseits soll die notwendige Reflexion des Forschungsprozesses, und zwar durch alle daran Beteiligten, die Zuverlässigkeit und auch die Objektivität garantieren.

Unter Objektivität versteht man in der Forschung, daß die Untersuchung möglichst weitgehend unabhängig von

der Person ist, die sie durchführt. In der quantifizierenden Forschung sieht man die Objektivität durch die Operationalisierung der Begriffe, den theoretischen Bezugsrahmen bei der Hypothesengenerierung sowie schließlich durch die Standardisierung des Meßvorganges gewährleistet.

Intersubjektiv überprüfbar sind Ergebnisse dann, wenn die Vorgehensweise zur Erkenntnisgewinnung offengelegt wird. Dies macht - unabhängig davon, welches Verfahren man anwendet - notwendig, daß der ganze Forschungsprozeß systematisch und ausführlich dokumentiert wird. Dies gilt für die quantifizierende Forschung genauso wie für die qualitative.

Um was wurde (bzw. wird zum Teil bis heute) überhaupt gestritten bei den Diskussionen um quantitative und qualitative Forschung?

Der Streit geht im Kern um die Frage, ob quantitative oder qualitative Methoden die geeigneteren sind, Wirklichkeit unter sozialwissenschaftlicher Fragestellung zu erfassen. Dabei wurde der Streit teilweise auf methodologischer Ebene geführt, teilweise auf der konkreten forschungsbezogenen Anwenderseite. In der bundesrepublikanischen Diskussion konnte man dann lange Zeit zwei unterschiedliche Lager ausmachen, die sich aber, so wird kritisiert, "in der Regel mehr um eine Abgrenzung nach außen hin bemühten als um den Versuch, Vorzüge und Nachteile einzelner Methoden jeweils spezifisch auf das konkrete Forschungsfeld bzw. auf konkrete praktische Forschungsfragen hin zu beurteilen" (Ferchhoff 1986, S. 245).

Die polemischen Äußerungen, anschaulich dargestellt

bei Ferchhoff (ebd.), gehören inzwischen der Vergangenheit an. Neuerdings wird das Verhältnis zwischen quantifizierender und qualitativer Forschung als gleichzeitig antithetisch⁴ und komplementär bezeichnet⁵. Es scheint auch alles daraufhin zu deuten, daß die Dichotomisierung in ein „normatives“ oder „interpretatives“ Paradigma überwunden ist.

Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung ist soziales Handeln. Die Handelnden geben ihrem Tun subjektiven Sinn, aber nach diesem wird in der quantifizierenden Forschung nicht gefragt, da Zusammenhänge - also auch Sinnzusammenhänge - erst im Analyseprozeß, beispielsweise durch Korrelationsberechnungen, hergestellt werden. Dieser Gedankengang führt zum ersten der vielfach vorgebrachten Kritikpunkte an der quantifizierenden Forschung, der besagt, daß die Beschreibung bzw. die Strukturierung der Lebenswelt im Grunde nur vom Subjekt selbst vorgenommen werden kann. Soziale Phänomene beziehen sich auf Interpretationen des einzelnen Subjekts. Und so werfen Vertreter der qualitativen Forschungsrichtung der quantitativen vor, daß sie den subjektiv gemeinten Sinn mit ihren Verfahren gar nicht erfassen und insofern auch nicht die subjektiv erlebte Realität abbilden kann. Und genau um diese Abbildung von Realität geht es letztlich den Anhängern der interpretativen Sozialforschung. Sie verstehen nämlich die gesellschaftliche Wirklichkeit gar nicht als objektiv gegeben,

⁴ Hier im kontradiktorischen Sinne gemeint.

⁵ Vgl. z.B. Eye, 1994, S. 24

sondern als Konstruktion⁶ über die Bedeutungszuschreibungen der in ihr agierenden Individuen. D. h. Realität wird sowieso nicht abgebildet, sondern stets konstruiert, und damit ist es Aufgabe der Sozialforschung, diesen Vorgang der Konstruktion von Realität bzw. der Sinnzuschreibungen situationsspezifisch zu erfassen und mit dem Ziel des Verstehens zu deuten.

Das führt zum zweiten Kritikpunkt an der quantifizierenden Forschung, nämlich daß sich manchmal soziale Sachverhalte zwar äußerlich gleichen können, aber, da sie in einen Kontext gehören, nur zusammen mit diesem Kontext wirklich verstehbar sind. Standardisierte Erhebungsinstrumente würden dann, so die Kritiker, dem Untersuchungsobjekt nicht gerecht. Dadurch würde die Gültigkeit der Aussagen in Frage gestellt. Kritiker quantifizierender Forschung geißeln so die Standardisierung als einen Mythos, der der Unterschiedlichkeit von Individuen, ihren unterschiedlichen Biographien, ihrem gesellschaftlichen Umfeld, ihren subjektiven Erfahrungen usw. nicht gerecht werde.

Weiter wird kritisiert, daß in der quantifizierenden Forschung die Untersuchten zu Objekten degradiert würden. Die Normierung der Untersuchungssituation, in der die Befragten bei geschlossenen Fragen mit Antwortvorgaben auf die nach den Kriterien des Forschers strukturierten Fragen zu antworten haben, erfassen nicht deren konkrete Wirklichkeit. So kommt Berger zu der Konse-

⁶ Hier im Unterschied zur Phänomenologie, die von Konstitution spricht als Überwindung des Solipsismus.

quenz: “Die empirische Sozialforschung bezahlt eine normierte Datenermittlung mit beschränkten, falschen und nicht verallgemeinerbaren Erkenntnissen” (Berger 1985, S. 27).

Nächster Kritikpunkt an quantitativen Studien ist der, daß den Ergebnissen solcher Studien sogenannte Ex-post-facto-Erklärungen zugrunde liegen. Darunter versteht man eine theoretische Interpretation bereits vorliegender Daten. Es erfolgt quasi eine Erklärung über Zusammenhänge im Nachhinein. Ein Zusammenhang wird rekonstruiert, und zusammenhängende Faktoren werden aufgedeckt. Das Gegenteil davon sind Interpretationen, die während des Forschungsprozesses durch die Beteiligten selbst vorgenommen werden, und dies, so die Kritiker der quantitativen Forschung, sei charakteristisches Merkmal qualitativer Forschungen. Den Ex-post-facto-Studien werden dementsprechend auch keine weitreichenden Aussagen zugestanden, und kausale Ableitungen werden als unzulässig erklärt⁷. Dieser Kritikpunkt mag überall da zutreffen, wo Korrelationen mit kausalen Zusammenhängen verwechselt werden. Nur aus der Tatsache, daß zwei Variablen hoch miteinander korrelieren, ist ja noch nichts über den kausalen Zusammenhang zwischen diesen Variablen ausgesagt. Dies ist ein häufiger Fehler quantifizierender Studien. Andererseits können bei sorgfältiger Operationalisierung der Begriffe bzw. bei sorgfältiger Kommunizierung der Hypothesen und der

⁷ Vgl. zu diesem Zusammenhang Bässler 1987.

theoretischen Grundkonstrukte Kausalzusammenhänge intersubjektiv überprüfbar gemacht werden. Sie gelten dann streng nach den Regeln des kritischen Rationalismus solange als zulässig, bis sie falsifiziert werden konnten.

Bei der Darstellung der Unterschiede quantitativer und qualitativer Forschung bringen Vertreter der qualitativen Forschung häufig eine harsche Kritik an quantifizierenden Verfahren vor, die aber spezifischen Fragestellungen, die mit quantifizierenden Verfahren untersucht werden, oft nicht gerecht werden, sondern sich in den meisten Fällen auf klassische Umfrageforschung beziehen läßt. Dort mag die vorgebrachte Kritik vielfach zutreffen, aber nicht unbedingt für das heute verfeinerte methodische Instrumentarium quantifizierender Forschung im allgemeinen.

Lange Zeit ist der Unterschied zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren am Grad der Standardisierung des Erhebungsinstruments festgemacht worden. Der wohl wichtigste Unterschied zwischen beiden Verfahren macht sich am Status fest, den man den erhobenen Daten zuweist. In der quantifizierenden Forschung sieht man in seinen Daten objektive Meßwerte, die weitgehend unabhängig vom Forscher und der Erhebungssituation erhoben und mit statistischen Methoden ausgewertet werden. Hier ist also ein hohes Maß an Standardisierung unbedingte Voraussetzung des Forschungsansatzes.

Wie oben bereits erwähnt, betonen die Anhänger der qualitativen Verfahren demgegenüber, daß "Daten nicht schlechthin existieren, sondern daß ihre Entstehung

(Erhebung) und Analyse immer einen interaktiven Prozeß zwischen Forscher (im weitesten Sinne) und erforschter Umwelt darstellen” (Küchler 1983, S. 10). Die Person des Forschers oder der Forscherin ist demnach mitsamt ihres biographischen Hintergrundes konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses und hat Auswirkungen auf beispielsweise die Interpretation der erhobenen Daten. Solche Auswirkungen werden im Gegensatz zum quantitativen Paradigma nicht als möglichst zu eliminierende “Störgröße” aufgefaßt, sondern sind ausdrücklich im Forschungsprozeß zu berücksichtigen.

Seit Jahren arbeiten nun Vertreter beider forschungsmethodischen oder -methodologischen Positionen an einer Verständigung zwischen den beiden Richtungen. Es lassen sich ausreichend Gründe dafür anführen, daß es eigentlich keine bessere oder schlechtere Methode gibt, sondern daß gerade im sinnvollen oder wechselseitigen Einsatz der Methoden die Chance liegt, der Forschungsfragestellung gerecht zu werden. Für jemanden, der forschend tätig ist, ist es somit wichtig, Stärken und Schwächen beider Verfahren zu kennen, um sie überhaupt sinnvoll zusammenführen zu können. Entsprechend ist die Entwicklung dahin gegangen, daß im Kontext der Datenerhebung quantitative und qualitative Methoden heutzutage bereits vielfach wechselseitig eingesetzt werden, im Kontext der Datenanalyse dagegen noch erhebliche Differenzen innerhalb qualitativer oder quantitativer Studien zu finden sind. Wenn in jüngerer Zeit über Probleme bei der Verbindung qualitativer oder quantitativer Verfahren diskutiert wird, so wird vor allen Dingen mit der unterschiedlichen

erkenntnistheoretischen Verwurzelung beider Verfahrenstypen argumentiert. Im Anschluß an Wilson (1982) vertritt auch Ferchhoff die Überzeugung, daß im Grunde keine saubere Unterscheidung auf methodologischer Ebene zwischen beiden Verfahrenstypen möglich ist. Die Verfahren unterscheiden sich vielleicht noch auf der technischen Seite, also beispielsweise bei der Stichprobenbildung und den “statistischen Schlußweisen”. Insofern ist Ferchhoff zuzustimmen, daß “die Gewinnung und Deutung quantitativer Daten methodologisch im Grunde genommen nichts anderes als die Gewinnung und Deutung qualitativer Daten” (Ferchhoff 1986, S. 254) sind.

3. Positionen im Zusammenspiel von qualitativen und quantitativen Methoden

Grundsätzlich lassen sich nach Eye (1994, S. 36ff) in der methodologischen Diskussion folgende Positionen im Verhältnis qualitativer und quantitativer Methoden identifizieren:

1. Die Vorstellung, beide Methoden stünden sich antithetisch oder gar antagonistisch gegenüber, findet immer weniger Anhänger. Lange hielt sich diese Auffassung z.B. bei den verschiedenen Verfahren der Inhaltsanalyse. Vertreter der einen Richtung hielten die Forschungsergebnisse der jeweils anderen Richtung für nicht relevant, da sie nicht mit den “richtigen” Methoden erhoben worden waren.
2. Eine weitere Position sieht qualitative und quantitative Verfahren als zwei nebeneinander operierende Repertoires, unabhängig von dem jeweils anderen. Daraus

ist zu folgern, daß man mit den Verfahren der einen Methode bestimmte Fragen beantworten kann, deren Beantwortung mit den Verfahren der anderen Methode nicht möglich ist. Danach scheiden sich die Methoden an den mit ihnen zu bearbeitenden Themen. Bei dieser Position wird zumindest eine Komplementarität beider Methoden unterstellt. Informationsquellen ergänzen sich dann. Im Zusammenhang mit dieser Forschungsposition hört man, daß bestimmte "objektive" Daten mit nichtstandardisierten Verfahren nicht erhebbar sind und daß umgekehrt qualitative Verfahren, wie z.B. narrative Interviews, Informationen erbringen können, die standardisiert nicht erhoben werden können.

3. Eine dritte Position unterstellt eine Parallelität beider Methoden; beide arbeiten also am selben Thema und sammeln vergleichbare Informationen mit unterschiedlichen Methoden. Hier ist allerdings der Begriff "Thema" weiter zu fassen, was sich am Beispiel der politischen Einstellungen anschaulich zeigen läßt: In quantitativen Untersuchungen geht es um die Verteilung von Parteienpräferenzen, bei qualitativen Studien z.B. um die Frage, warum jemand anders wählt als beim letzten Mal.
4. Qualitative und quantitative Verfahren können als ineinander eingebettet verstanden werden. Ein Beispiel: in eine größere quantitative Untersuchung werden kleinere qualitative Verfahren, wie z.B. narrative Interviews mit Einzelpersonen, eingebettet. Dadurch gewinnt man zusätzliche Informationen. Die qualitativen Teile haben aber auch Illustrationsfunktion oder die Aufgabe, die Validität der quantitativ gewonnenen

Aussagen zu überprüfen. Andersherum könnte auch die Hauptuntersuchung qualitativer Natur sein; dann versucht man, durch quantitativ gewonnene Aussagen die qualitativ gewonnenen Ergebnisse zu stützen bzw. zusätzliche Information zu gewinnen.

5. Noch konsequenter ist die fünfte Position, die versucht, die Methoden der anderen Forschungsrichtung für sich zu nutzen. Da werden dann bspw. qualitative Daten statistisch ausgewertet und quantitative Daten werden auf ihre qualitativen Eigenschaften hin untersucht. Keine Methode hat Vorrang vor der anderen. Man nutzt die Möglichkeiten des jeweils anderen Ansatzes mit aus. Dieses Verfahren ist natürlich nicht unproblematisch, da sich bspw. Fallstudien durch kleine Fallzahlen auszeichnen, die keiner voraussetzungsvollen statistischen Auswertung unterzogen werden können.
6. Der sechste Ansatz sieht “die Anwendung qualitativer Methoden in der Entwicklung einer wissenschaftlichen Fragestellung vor der Anwendung quantitativer Methoden angesiedelt” (Eye 1994, S. 37). Wenn ein Gebiet beforscht wird, über das noch wenig gesicherte Erkenntnisse vorliegen, müßten zunächst qualitative Vorgehensweisen das Feld erschließen. Daran können sich quantitative Fragestellungen anschließen.

Grundsätzlich ist eine Verbindung qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden in vielfältiger Weise möglich. Bei näherem Hinsehen werden auch Ähnlichkeiten zwischen Vertretern einer parallelen und einer komplementären Auffassung des Verhältnisses beider Ansätze deutlich. Solche Studien bewegen sich zwischen

den Polen qualitativer Forschung mit wenig quantitativen Komponenten und stark naturalistisch angewandter quantitativer Forschung auf der einen Seite oder stark quantitativ orientierter qualitativer Forschung mit wenig naturalistisch ausgeprägter quantifizierender Forschung auf der anderen Seite (vgl. Eye 1994, S. 38 f.).

4. Theoretische Basis für ein Komplementaritätsverständnis im Anschluß an Wilson

Der Streit um qualitative oder quantitative Methoden spiegelt eine unterschiedliche Wissenschaftsauffassung. Die Anhänger quantitativer Methoden sehen den Kern der Wissenschaft in nomothetischen Erklärungen mittels Gesetzen, die Allgemeingültigkeit beanspruchen können, und arbeiten daran, derartige Gesetze quantitativ zu formulieren. Vorbild sind hierfür die Naturwissenschaften. Entsprechend lehnten die Anhänger qualitativer Forschung zunächst die Anlehnung an ein solches Vorbild ab, indem sie die Kontextabhängigkeit der sozialen Welt betonten, wobei sie unter diesem Kontext teilweise die geschichtliche Bezogenheit, kulturelle Milieus, Interaktionssituationen und vor allem das Deutungswissen der Befragten fassen. In jedem Fall handelt es sich aber um einen Blickwinkel, in dem es nicht um kausale Verallgemeinerungen geht, sondern um die strenge Erfassung des Einzelfalls oder, wie Wilson es nennt, "die Ausleuchtung der Erscheinungen in ihrer ganzen konkreten Vielfalt und auf ihre Beziehungen untereinander und zu ihrem übergeordneten Ganzen" (Wilson 1982, S. 488).

In der Konsequenz wurde die Diskussion um qualitative oder quantitative Verfahren mit Streitigkeiten über

die wissenschaftstheoretische Basis vermischt und machte damit den Irrtum deutlich, Objektivität und rationale empirische Forschung mit den angeblichen Methoden der Naturwissenschaften gleichzusetzen (vgl. Wilson ebd.).

Wilson identifiziert in der Forschungspraxis einen Methodenpragmatismus, der sich in der Form äußert, daß sich die meisten Sozialwissenschaftler heute nicht mehr der einen oder anderen Richtung streng zuordnen wollen, sondern sich in ihren Argumentationen oder bei der Interpretation ihrer Daten auch auf Arbeiten der jeweils anderen Forschungsrichtung stützen oder sogar soweit gehen, eine Kompatibilität oder Interdependenz der Verfahren inzwischen als selbstverständlich anzusehen.

Wissenschafts- bzw. erkenntnistheoretisch gesehen, liegt das Problem wohl darin, daß sich diejenigen, die auf eine Verschränkung der Methoden setzen, in dem Dilemma sehen, jeweils unterschiedliche erkenntnistheoretische Wurzeln in ihren Verfahren vorzufinden. Insofern geraten sie in Argumentationszwänge, weil eine systematische theoretische Begründung für eben diese Verschränkung bisher fehlt. Dies führt zu einer Aufspaltung in eine pragmatische Forschungspraxis, die diese Verschränkung heute nahezu als selbstverständlich kennt und einsetzt, und in eine nach wie vor geführte Diskussion auf wissenschaftstheoretischer Ebene, die zu der von Wilson befürchteten Entfremdung zwischen Forschungspraxis und methodologischer Diskussion führen kann.

Wilsons Verdienst ist es, in dem in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1982 erst-

mals in deutscher Sprache veröffentlichten Aufsatz diese systematische Begründung oder theoretische Fundierung der Verschränkung angeregt zu haben. Wilson vertritt darin die Ansicht, daß aus methodologischen Auffassungen “Behauptungen über die Beschaffenheit der Gesellschaft [folgen], die empirisch zu prüfen sind, und wenn sich einige von diesen als falsch herausstellen, so kann die zugrunde liegende methodologische Auffassung nicht haltbar sein” (Wilson ebd. S. 489). Aus diesem Sachverhalt folgt, daß die Art und Weise, wie man die Gesellschaft beschreibt oder wahrnimmt, für die Forschungspraxis Konsequenzen hat; denn die Art und Weise bestimmt auch die Methoden, mit denen man versucht, die gesellschaftliche Wirklichkeit zu erfassen. Wilson führt nun an, daß Grundmerkmale der sozialen Welt “situative Handlungen” sind, die die soziale Welt konstituieren. Dieses situative Handeln, so Wilson weiter, wird bestimmt durch “kontextfreie und kontextabhängige Mechanismen der sozialen Interaktion” (Wilson ebd. S. 498). Nach Wilson resultieren aus dieser reflexiven Beziehung zwischen Sozialstruktur und situativem Handeln Konsequenzen für sozialwissenschaftliche Forschung. Er nennt vier Grundannahmen sozialwissenschaftlicher Forschung, die aufzugeben seien, wenn man diesem Gesellschaftsbild folge, nämlich “daß die Unterscheidung zwischen nomothetisch und idiographisch in der Sozialwissenschaft sinnvoll sei; daß die Grundprobleme der quantitativen und der qualitativen Methoden wesentlich verschieden seien; daß es eine echte Alternative zwischen quantitativen und qualitativen Methoden gebe; und daß die Objektivität eine Eigenschaft der Erkenntnis sei, die durch Beachtung expliziter Verfahrensregeln zustandekomme” (Wilson ebd. S. 499).

Welche Konsequenzen hat das für sozialwissenschaftliche Forschung? Zum ersten Punkt, nämlich der Unhaltbarkeit der Unterscheidung zwischen nomothetisch und idiographisch: Es ist nicht möglich, die Komplexität sozialer Erscheinungen entweder nur rein nomothetisch oder rein idiographisch zu erfassen. Erst eine Verbindung beider Zugangsweisen ermöglicht eine optimale Annäherung an die Komplexität der sozialen Welt. Der nomothetische Zugang versucht, soziale Erscheinungen als Ergebnisse übergeschichtlicher allgemeingültiger Gesetze streng nach dem Vorbild der Naturwissenschaften zu erklären, während der idiographische Zugang versucht, die ganz konkrete Individualität und Komplexität zu verstehen. Es handelt sich hier also um das Abbild des alten, vieldiskutierten Zugangsunterschiedes in den Sozialwissenschaften, nämlich der Kontroverse zwischen erklärenden und verstehenden Zugangsweisen. Wenn man auf der einen Seite versucht, Regelmäßigkeiten in den sozialen Geschehnissen aufzuzeigen und zu erklären, dann müssen solche Erklärungen stets in gleicher Weise Gültigkeit beanspruchen können. Wenn man sich die Komplexität sozialer Situationen und ihre Kontextabhängigkeit vor Augen führt, wird deutlich, daß dieser Versuch in reiner Form sicherlich zum Scheitern verurteilt ist. Andererseits ist aber auch der Verzicht auf den Nachweis solcher Regelmäßigkeiten in sozialen Strukturen unhaltbar. In konkretes Handeln von Personen gehen situationsübergreifende Regelmäßigkeiten ein, die ein allgemeines Verständnis oder eine allgemeine Interpretation von Situationen durch Mitglieder einer Gesellschaft ermöglichen. Das heißt, Mitglieder einer Gesellschaft internalisieren per Sozialisation ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten für die Bewältigung

sozialer Situationen, und diese Gesetzmäßigkeiten führen zu bestimmten Sinnkonstruktionen in eben diesen Situationen. Verzichtet nun ein Forschungszugang auf die Erfassung von Gesetzmäßigkeiten, so geht ihm ebenso ein Teil der Realität verloren wie demjenigen, der alle Situationen auf solche Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen versucht.

Nun zu der zweiten Grundannahme, die man nach Wilson aufgeben muß, nämlich die Vorstellung von der "Homogenität der Methode". Die eben erwähnten internalisierten Regeln für das Interpretieren sozialer Situationen sind quantitativ nur mit ausdifferenzierten Instrumenten erfaßbar. Aber es ist nicht zu verkennen, daß für das Erfassen dieser Regelmäßigkeiten ein qualitatives Verständnis des sozialen Geschehens unbedingte Voraussetzung ist. Wilsons Konsequenz aus dieser wohl unumstrittenen Tatsache ist die These, daß es im Grundsatz methodologisch gesehen keine Unterschiede zwischen den Grundproblemen beider Vorgehensweisen gibt. Mit Wilson: "Die sogenannten 'quantitativen' Daten sind bei genauerem Hinsehen nichts anderes als Anhäufungen qualitativer Beobachtungen von Wissenschaftlern" (Wilson 1982, S. 500 - 501).

Wilson plädiert daher für ein interdependentes Verhältnis der Methoden. Quantitative und qualitative Methoden ergänzen sich seiner Meinung nach gegenseitig, weil jede eine andere Art von Informationen liefert, die jeweils für das Verständnis der anderen Voraussetzung ist. "Quantitative Untersuchungen legen regelhafte Strukturen in situativen Handlungen bloß und liefern im wesentlichen Informationen über Häufigkeitsverteilungen; qualitative Untersuchungen beleuchten konkrete so-

ziale Vorgänge, die bestimmte Strukturen situativer Handlungen hervorbringen” (ebd. S. 501).

In der Frage der Objektivität ist es nach Wilson notwendig, sich von der Vorstellung zu lösen, daß durch die Einhaltung ganz bestimmter methodischer Standards Wirklichkeit objektiv erfaßt werden könne. In dem einen Fall geht man von bestimmten wissenschaftstheoretischen Grundannahmen über wissenschaftliche Methodik aus, im anderen Fall beruht diese Vorstellung auf bestimmten antipositivistischen philosophischen Positionen. “Insbesondere beruht der Gedanke, die Objektivität ergebe sich aus der Beachtung der wichtigen ‘Methodologie’, auf einer Verwechslung von Wissenschaftstheorie und Wissenschaftspraxis. Die Philosophen beschäftigen sich etwa mit der Frage, wie man objektive Erkenntnis gewinnen könne und wie man wissen könne, daß man sie gewonnen hat; der empirische Forscher aber steht vor ganz anderen Problemen” (Wilson ebd., S. 502).

Für die Forschungspraxis stellt sich das Problem so dar, daß man nach innerer und äußerer Stimmigkeit trachtet. Innere Stimmigkeit bedeutet nach Wilson, daß die erhobenen Daten und die Methoden, mit denen sie erhoben worden sind, harmonieren. Die äußere Stimmigkeit ist gegeben, wenn die Ergebnisse mit dem, was man aus anderen Quellen über die erforschte Gegebenheit weiß, übereinstimmen. Wir können dann Arbeiten als objektive Wissenschaft anerkennen, die sowohl Kriterien der inneren als auch der äußeren Stimmigkeit erfüllen.

Nimmt man noch das kritisch rationale Verständnis von der Vorläufigkeit wissenschaftlichen Wissens hinzu,

so entsteht eine Vorstellung von Objektivität, die weithin konsensfähig ist.⁸

5. Die holistische Forschungsidee als moderner Forschungsansatz

Für die Forschungspraxis könnte die dargestellte Diskussion durch folgenden Ansatz fruchtbar werden: Wenn man überlegt, ob einem konkreten Forschungsprojekt, beispielsweise einer quantitativen Untersuchung, eine qualitative Felduntersuchung vorgeschaltet wird oder umgekehrt, ob auf eine quantifizierende Befragung noch Fallinterviews zur Konkretisierung und Präzisierung spezifischer Fragen folgen, dann sollte diese Frage nicht aufgrund eines wissenschafts- oder erkenntnistheoretischen Paradigmas entschieden werden, sondern aufgrund der Einsichtigkeit dieses Vorgehens für das konkrete Forschungsprojekt. Letztendlich muß es bei der Wahl der Forschungsmethoden immer um die Frage gehen, welche Methoden am ehesten geeignet sind, die gestellte Forschungsfrage zu beantworten oder zu deren Beantwortung beizutragen. Setzt man bei Forschenden eingehende Methodenkenntnisse voraus, so muß man in den Arbeiten Begründungen finden, warum ganz bestimmte Methoden gewählt und andere vernachlässigt wurden. Oder konkreter, man muß erkennen können, wie ein Forscher beispielsweise begründet, ohne verallgemeinernde Generalisierungen auskommen zu können.

⁸ Man beachte in diesem Zusammenhang aber die anderslautenden Positionen des radikalen Konstruktivismus und der Systemtheorie.

Wolf (1995) folgert, daß dementsprechend “nicht methodologische, sondern inhaltliche Aspekte Ausgangspunkt empirischer Forschung” sind (Wolf 1995, S. 315). Die Durchführung einer empirischen Untersuchung stellt sich nunmehr dar als eine Aneinanderreihung von Entscheidungen, die die Forschenden zu treffen haben. Kenne ich als Leserin die Grundlagen für diese Entscheidungen, so bietet dies gleichzeitig die Grundlage für die Beurteilung der Ergebnisse, die da publiziert werden. Insofern ist Wolf zuzustimmen, der die Darstellung dieses Prozesses für einen “unverzichtbareren Bestandteil des Forschungsberichtes” (Wolf 1995, S. 319) hält.

Die Verbindung quantitativer und qualitativer Methoden wird in der Literatur unter verschiedenen Namen diskutiert. Bei Autoren, die von “Triangulation”, “Komplementarität” oder “Partial-Holismus”⁹ sprechen, trifft man aber recht ähnliche Vorstellungen der Verbindung der Methoden an, nämlich mehr oder weniger identische Triangulierungsvorstellungen.

Grundsätzlich sind vier Formen der Triangulation in der Forschung denkbar (vgl. Marotzki 1995, S. 75):

- a) Daten-Triangulation: Kombination unterschiedlichen Datenmaterials;
- b) Theorien-Triangulation: Verwendung unterschiedlicher Theorien; die Daten werden in unterschiedlichen Theoriehorizonten ausgewertet, um die Interpretati-

⁹ Hinter dem Begriff “Partial-Holismus” verbirgt sich allerdings nicht nur die Vorstellung einer Verbindung von Methoden (vgl. die Darstellung bei Kirchgäßner in diesem Band).

onsergebnisse auf ihre Angemessenheit hin überprüfen zu können mit dem Ziel der Fehlerminimierung;

- c) Forscher-Triangulation: Einbeziehung unterschiedlicher Personen im Forschungsprozeß mit dem Zweck der Kontrolle des subjektiven Faktors;
- d) Methoden-Triangulation: das Methodenrepertoire wird erweitert, um Schwächen der verschiedenen Methoden dadurch zu überwinden, daß Methoden mit andersgearteten Schwächen einbezogen werden. Ein Beispiel für ein solches Problem ist die Reaktivität z.B. bei Interviewverfahren (sozial erwünschte Antworten). Auch eine schriftliche Befragung hat bestimmte Schwächen, die z.B. durch Erweiterung des Methodenrepertoires um narrative Interviews ausgeglichen werden können.

Im hier diskutierten Zusammenhang geht es um alle vier Triangulationsmöglichkeiten, und zwar insofern, als die Triangulation mit allen vier Variationsformen auch als Methode verstanden werden kann. Die Triangulation entspricht der Variationsforderung von Kleining (1982). Er hat einen vieldiskutierten Ansatz zur 'maximalen strukturellen Variation der Perspektiven' entwickelt, der es ermöglichen soll, das Forschungsfeld von mehreren Seiten und anhand mehrerer Dimensionen zu betrachten. Es sollen zum Beispiel unterschiedliche Subjektperspektiven zum Forschungsgegenstand evaluiert werden. Beispielsweise würde man im Forschungsfeld Schule Informanten aus der Schülerschaft, der Lehrerschaft und der Schulleitung heranziehen, um strukturell unterschiedliche Aspekte des Forschungsfeldes erfassen zu können. Kleining spricht in seinem Aufsatz sogar von

der maximalen Variation der Perspektiven *und* Methoden. Flick erhofft sich von einer systematischen Perspektiventriangulation, daß “gezielt Forschungsperspektiven und Methoden miteinander kombiniert werden, die geeignet sind, möglichst unterschiedliche Aspekte eines Problems zu berücksichtigen” (Flick et al. 1991, S. 153).

Eigentlich stammt der Begriff Triangulation aus der Vermessungstechnik und bezeichnet dort ein Verfahren, mit dem bestimmte Punkte auf der Erdoberfläche in Koordinaten festgelegt werden und zwar durch die Verwendung von Dreiecksnetzen. Dabei werden mit immer demselben Meßinstrument, nämlich einem Theodoliten, Winkel gemessen. Im sozialwissenschaftlichen Bereich geht es nun gerade *nicht* um ein und dasselbe Meßinstrument, sondern um die Kombination mehrerer, verschiedener, weshalb Wolf zuzustimmen ist, dem der Begriff Triangulation “unglücklich gewählt” (Wolf ebd., S. 321) scheint.

Für sozialwissenschaftliche Forschung heißt Triangulation, daß mindestens zwei verschiedene Verfahren zum Einsatz kommen müssen. Die Schwierigkeiten, denen sich ein mit Methodentriangulation Arbeitender gegenüber sieht, beruhen vor allen Dingen darauf, daß in der sozialwissenschaftlichen Forschung Ergebnisse von der Wahl der Erhebungsinstrumente abhängen. Was ist also zu tun, wenn man mit zwei verschiedenen Instrumenten gearbeitet hat und zu gegensätzlichen Ergebnissen kommt? Sind sie etwa so zu interpretieren, daß die Wahl der Instrumente hier die Ergebnisse beeinflussen, so daß sie diametral voneinander abweichen, oder ist vielmehr davon auszugehen, daß die Instrumente zwar von hoher Güte waren, aber das interessierende Phänomen mit den

jeweiligen Instrumenten von so verschiedenen Seiten oder Aspekten beleuchtet wurde, daß die Ergebnisse weit voneinander abweichen? Zudem muß man sich die Frage stellen, wie weit die Ergebnisse voneinander abweichen dürfen, damit man noch von gleichen bzw. gültigen Ergebnissen sprechen kann.¹⁰

Es besteht außerdem die Gefahr, daß methodische Triangulation in legitimatorischer Absicht betrieben wird, also quasi zur Erhöhung der Validität von Aussagen dienen soll. Auch theoretische Triangulation reduziert nicht zwangsläufig Verzerrungen, da Theorien aus sehr unterschiedlichen Traditionen stammen, solche Forschungsergebnisse also bestenfalls ein detaillierteres, nicht aber unbedingt ein objektiveres Bild zeichnen (vgl. Marotzki 1995, S. 78 f.).

Es wäre aber verkürzt, im Triangulationsverfahren lediglich eine Strategie zur Legitimation von Forschungsergebnissen zu sehen. Im interpretativen Paradigma kann sie dazu dienen, die Breite und Tiefe der Analysen zu erweitern. Hier geht es weniger um objektive Wahrheit, sondern darum, ein facettenreiches Bild von Wirklichkeit zu erreichen. "Die Wahl des Triangulierungssets ist nicht willkürlich, sondern unterliegt im hohen Maße der theoretischen Begründungspflicht" (Marotzki 1995, S. 80).

Fromm kommt wegen der eben dargestellten Probleme zu dem Ergebnis, daß "die Triangulation im sozialwissenschaftlichen Bereich das Vertrauen in die Verlässlichkeit einer Untersuchung nicht erhöhen kann, weil

¹⁰ Ähnlich argumentiert Wolf 1995, S. 321 f.

nicht klar ist, ob sich die Mängel der einzelnen Verfahren ausgleichen, die einzelnen Verfahren dasselbe messen, in welchen Beziehungen zueinander die erfaßten Variablen stehen, wann sie ‘konvergieren’ und wann nicht, und schließlich, was das dann bedeutet.” (Fromm 1990, S. 476). Die Probleme mit der Triangulation veranlassen einzelne Autoren leider dazu, auf die Vorteile, die sie zweifellos bieten kann, lieber zu verzichten.

Der Partial-Holismus, ein Forschungskonzept, das an der Pädagogischen Hochschule Freiburg von N. Huppertz entwickelt wurde, basiert ebenfalls auf dem Triangulationsmodell. Allerdings geht Huppertz’ Konzeption über die reinen Methodenfragen insofern hinaus, als für ihn der Transfer wissenschaftlicher Erkenntnis in die Praxis - ganz im Sinne der Praxis- oder Handlungsforschung - Bestandteil des Forschungsprozesses ist¹¹. Die Grundidee dieses Forschungskonzeptes verbirgt sich hinter der Bezeichnung “Partial-Holismus”. Der Begriff setzt sich zusammen aus dem Ausschnitt (pars = Teil), den es zu erforschen gilt, und dem Gesamtzusammenhang, in den der zu erforschende Wirklichkeitsausschnitt eingebettet ist. Es geht um einen möglichst umfassenden (i.e. holistischen) Blick auf den Forschungsgegenstand, der - ganz im Sinne aller Triangulationsbefürworter - am ehesten durch die Kombination verschiedener Verfahren möglich ist, und zwar unabhängig von wissenschafts- oder er-

¹¹ Vgl. Huppertz 1987; ausführlich zu dem Theorie-Praxis-Transfer im Partial-Holismus vgl. Beitrag von Kirchgäßner in diesem Band.

kenntnistheoretischen "Grabenkämpfen". Die Orientierung am Forschungsgegenstand ist in dieser Konzeption grundlegend für die Entwicklung des Forschungsdesigns, oder mit Mayring: "Eigentlich erfordert jeder Forschungsgegenstand seine eigene, spezifische Erkenntnis-methode" (Mayring 1993, S. 113).

Aus den zahlreichen Darstellungen der Kontroverse zwischen quantitativer und qualitativer Forschung und der darin erkennbaren Tendenz zu triangulierenden Verfahren, sind demnach folgende Konsequenzen zu ziehen: Erstens müssen im Dienste des Forschungsgegenstandes die bestehenden Methoden - und zwar quantitative *und* qualitative - beständig weiterentwickelt werden. Zweitens sind Studien- und Prüfungsordnungen im Fach Erziehungswissenschaft im Hinblick auf eine gründliche Methodenausbildung in *beiden* Forschungsrichtungen zu überarbeiten.¹² Drittens ist es Zeit, daß sich die Vertreter qualitativer Sozialforschung von einer Argumentation verabschieden, die qualitative Forschung immer nur in Abgrenzung von der quantifizierenden Forschung begreift. Das Instrumentarium der qualitativen Forschung ist hinreichend erprobt, um den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit eingelöst zu haben, so daß es Legitimationen dieser Art nicht länger nötig hat. Viertens sind im Anschluß an Wilson Anstrengungen zu unternehmen, die Triangulationsansätze auf eine sichere theoretische Basis zu stellen und somit die methodologische und die for-

¹² Einen Vorschlag zur Methodenausbildung im erziehungswissenschaftlichen Diplomstudium unterbreitet Wolf (1995, S. 325 f.).

sungspraktische Diskussion wieder zusammenzuführen.

6. Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Kommunikative Sozialforschung, München 1976
- Berger, H., Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit – Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung in der Sozialforschung, Königstein/Ts. 1985, 3. Auflage
- Blumer, H., Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek 1973, S. 80-146
- von Eye, A., Zum Verhältnis zwischen qualitativen und quantitativen Methoden in der empirisch-pädagogischen Forschung, in: Olechowski, R./ Rollett, B. (Hg.), Theorie und Praxis – Aspekte empirisch-pädagogischer Forschung, Frankfurt a.M. 1994, S. 24-45
- Ferchhoff, W., Zur Lage der qualitativen Sozialforschung in den achtziger Jahren, in: Zeitschrift für internationale erziehungswissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Forschung H. 1, 1986, S. 239 - 281
- Flick, U. et al. (Hg.), Handbuch qualitativer Sozialforschung – Grundlagen, Konzepte und Anwendungen, München 1991
- Fromm, M., Zur Verbindung quantitativer und qualitativer Methoden, in: Pädagogische Rundschau H. 44, 1990, S. 469-481
- Habermas, J., Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. II, Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt 1981
- Huppertz, N., Möglichkeiten der Forschung und Theoriebildung in der sozialen Arbeit, in: Freiburger Stadtheft: Symposium Sozialarbeit in der Regio, Vereinigung Freiburger Sozialarbeit, 1987, S. 39-42

- Kleining, G., Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie H. 2, 1982, S. 224-253
- König, E., Bilanz der Theorieentwicklung in der Erziehungswissenschaft, in: Zeitschrift für Pädagogik, 36 Jg, H. 6, 1990, S. 919-936
- Küchler, M., "Qualitative" Sozialforschung – Ein neuer Königsweg?, in: Garz, D./ Kraimer, K. (Hg.), Brauchen wir andere Forschungsmethoden?, Frankfurt a.M. 1983, S. 9-30
- Marotzki, W., Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, in: Krüger, H.-H./ Marotzki, W. (Hg.), Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen 1995, S. 55-89
- Mayring, Ph., Qualitative Inhaltsanalyse, Weinheim/Basel 1988
- Wilson Th.P., Qualitative oder quantitative Methoden in der Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34. Jg., 1982, S. 487-508
- Wolf, W., Qualitative versus quantitative Forschung, in: König, E./ Zedler, P. (Hg.), Bilanz qualitativer Forschung, Bd. 1., Weinheim 1995, S. 309-329

Ulrich Kirchgäßner

Zum Theorie-Praxis-Verhältnis in der partial-holistischen Forschung

1. Einführende Bemerkungen

In den letzten Jahrzehnten wurden viele zeitraubende Diskussionen über das „richtige“ Vorgehen in der erziehungswissenschaftlichen Forschung geführt: Was darf als Wissenschaft gelten, was ist Erkenntnis, welche Methodik ist zulässig etc. Die pädagogische Praxis vor Ort hatte wenig Nutzen von diesen Disputen, und in der konkreten Arbeit war als eine Folge davon vielerorts ‘Theoriefeindlichkeit’ zu erkennen. So wird bei Lehrern häufig der sogenannten ‘Praxis-Schock’ diagnostiziert, wenn sie, trotz abgeschlossener Ausbildung, Schwierigkeiten mit der Umsetzung in der Praxis haben, und bei Sozialarbeitern ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie das Burn-Out-Syndrom erleiden. Im Fach Erziehungswissenschaft werden, so muß der Eindruck entstehen, keine ausreichenden Handlungskompetenzen vermittelt. Vielmehr mutieren wissenschaftlich ausgebildete Fachkräfte vielfach selbst zu hilfs- oder therapiebedürftigen Wesen. Nicht zuletzt ist der Supervisions- und Therapieboom im sozialen Feld ein deutlicher Indikator für diese Entwicklung.

Dieses Bild ist überzeichnet. Dennoch: Aufgrund der beschriebenen krisenhaften Situation ist Bewegung in die erziehungswissenschaftliche Forschung gekommen. Streitigkeiten um die richtige wissenschaftstheoretische Posi-

tion oder um die Frage, ob der quantitative oder qualitative methodische Weg der 'richtige' ist, sind weitgehend in den Hintergrund getreten. Statt dessen werden in den letzten Jahren Integrationstendenzen sichtbar: So fordert u.a. Krüger für den Bereich der Jugendforschung eine interparadigmatische methodische Vorgehensweise (vgl. Krüger 1988 S. 22 ff.), und Methodentriangulation, also im gleichen Forschungsprozeß quantitative wie qualitative Methoden anzuwenden, wird als gangbarer Weg bezeichnet (vgl. dazu u.a.: Baacke/Schulze 1993, S. 6 ff.; Kraimer 1994, S. 38 ff.; Marotzki 1995, S. 75). Letztlich verbietet sich heute in der erziehungswissenschaftlichen Forschung die Beschränkung auf nur einen Forschungsweg fast von selbst. Zu sehr ist das Bewußtsein für die Komplexität von Problemen und Fragestellungen gewachsen, und zu antiquiert ist das linear-causale Denken.

Auch Huppertz geht es nicht um die Diskussion, welche Vorgehensweise 'richtig' oder 'falsch' ist. Ausgangspunkt des Partial-Holismus, eines Forschungskonzeptes, das in den vergangenen zehn Jahren an der Pädagogischen Hochschule Freiburg entwickelt wurde, ist vielmehr die Überlegung, welchen Beitrag der jeweilige Ansatz zum Erkenntnisgewinn bei der ausgewählten Frage leisten kann: *„Die Anforderungen der Praxis bedürfen einer Bearbeitung von mehreren Ansätzen her und - mag auch deren Nähe zur Realität sehr unterschiedlich sein -, jeder der derzeit in der Erziehungswissenschaft diskutierten Forschungsansätze kann zur Lösung anstehender Probleme 'etwas zu sagen' haben“* (Huppertz 1987, S. 39). So kann es sinnvoll sein, ein Praxisproblem phänomenologisch, hermeneutisch und empirisch zu bearbeiten. Das

Forschungsdesign wird entsprechend der Forschungsfrage entwickelt - und es werden nicht umgekehrt durch im Vorhinein getroffene methodische Festlegungen bestimmte Bereiche von der wissenschaftlichen Bearbeitung ausgeschlossen.

Gleichzeitig impliziert der Begriff partial-holistisch, daß die konkrete Forschung vor Ort immer auch auf den umfassenden Erkenntnishorizont des Ganzen hin begriffen werden muß. Das Einzelne und das Ganze stehen in einem gegenseitigen bedeutungstiftenden Zusammenhang, aus welchem heraus es sich verbietet, einen Teil jeweils für sich isoliert zu betrachten. Man kann dies bildlich an der Funktionsweise eines Zoom-Objektives verdeutlichen: Ein Gegenstand kann sehr nahe und in allen Einzelheiten betrachtet werden, und durch Änderung der Objektiv-Einstellung wird der gleiche Gegenstand in seinem Gesamtzusammenhang und Umfeld deutlich. Diese Vorgehensweise ist nicht neu. So nennt Kron dieses 'Verhältnis vom Einzelnen zum Ganzen und umgekehrt' einen zentralen erkenntnistheoretischen Zusammenhang im modernen Wissenschaftsbetrieb (vgl. Kron 1993, S. 103). Diesen zu berücksichtigen ist für Huppertz grundlegende Voraussetzung insbesondere für sozialpädagogische Forschung. Im sozialen Feld dürfen gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und konkrete Schwierigkeiten, sei es auf Kommunalebene, in Einrichtungen vor Ort oder auch in Familien selbst, nicht voneinander getrennt betrachtet werden. Vielmehr ist die Aufarbeitung solcher Zusammenhänge notwendig für eine konstruktive Bearbeitung von Praxisproblemen.

Neben der methodischen Offenheit und dem partial-holistischen Herangehen an den Gegenstand ist die dritte

wesentliche Komponente dieses Forschungsansatzes die Forderung und Selbstverpflichtung einer engen Kooperation von Theorie und Praxis: der Forscher grenzt sich nicht von der Praxis ab, sondern geht auf diese zu, berät und gestaltet, soweit erwünscht, diese mit. Huppertz spricht von kooperativer Entwicklungsarbeit, die jedoch nur Angebots- und Beratungscharakter haben dürfe (vgl. Huppertz 1996, S. 12). Auch dieser Anspruch ist nicht neu, sondern wurde in ähnlicher Weise schon von Vertretern der Aktions- bzw. Handlungsforschung formuliert. Es lohnt sich, im folgenden das Theorie-Praxis-Verhältnis der Aktionsforschung und partialholistischer Forschung nach Übereinstimmungen und Unterschieden näher zu beleuchten.

2. Merkmale der Aktionsforschung

In Abgrenzung und Kritik zur empirischen Sozialforschung sowie zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik wurde das Paradigma der Aktionsforschung entwickelt. Als Hauptkritikpunkte wurden das technologische Erkenntnisinteresse, die strenge Trennung von Praxis und Wissenschaft, die 'Verobjektivierung' der zu Untersuchenden¹ sowie die mangelnde Praxisrelevanz benannt.

¹ Dießenbacher stellte dazu die provokante These auf, daß empirische Sozialforschung eine „objektive Geheimwissenschaft“ sei, zumindest für die, die mit ihr erforscht werden sollen. Empirische Sozialforschung ist, so führt er aus, sogar auf eine asymmetrische Verteilung sozialforscherischen Methodenwissens angewiesen, da sonst jede Befragungs- und Beobachtungssituation unterlaufen werden könne (Dießenbacher, H. 1980, S. 161).

Aktionsforschung definiert das Theorie-Praxis-Verhältnis neu, es wird als gegenseitig abhängig begriffen. Es geht nicht um eine Trennung der beiden Bereiche, sondern, um systematisch Erkenntnis zu gewinnen, ist es notwendig, daß sich die Erziehungswissenschaft auf die Praxis zu bewegt, daß sie sich in die Praxis hineinbegibt (vgl. Wulf 1977, S. 212). Grundlegend ist ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse, d.h., das Bestreben, die Subjekte aus Bedingungen zu befreien, die Rationalität und das mit ihr verbundene Handeln beschränken (vgl. Mollenhauer 1970, S. 11).

Nach Dießenbacher lassen sich fünf Merkmale für die Aktionsforschung benennen:

1. Die Rollen von Forschern und Erforschten werden reziprok gehandhabt.
2. Das Forschungsziel ist primär die praktische Veränderung des jeweiligen Forschungsfeldes und seiner Subjekte.
3. Der gesamte Forschungsprozeß (Auswahl, Ziele, Verfahren etc.) geschieht über konsensbildende Prozesse aller am Forschungsprozeß Beteiligten.
4. Es geht nicht um objektive Datenermittlung isolierter Variablen, sondern um das Forschungsfeld in seiner Gesamtheit unter Berücksichtigung der subjektiven Sinndimensionen alltagsweltlicher Zusammenhänge und konkreter gesellschaftlicher Bedürfnisse und Interessen.
5. Das Instrumentarium der empirischen Sozialforschung (Fragebögen, Tests, Interviews...) wird angewandt mit der Intention der Hilfe zur

Selbsthilfe, als Instrument der Selbstaufklärung, Selbststeuerung oder auch Selbstkontrolle der untersuchten Personen.

(vgl. Dießenbacher 1980, S. 163)

Das zentrale Moment der Aktionsforschung sind zwei Forderungen: Es geht darum, „*die Erforschten am Forschungsprozeß zu beteiligen und Forschung als verändernde Praxis zu begreifen*“ (Dießenbacher 1980, S. 163).

Besonderes Augenmerk wird in Beiträgen zur Aktionsforschung in der Regel dem Verhältnis von Forscher und Adressaten geschenkt. Nach Moser sind in der Aktionsforschung „*jene Menschen und Menschengruppen, welche von den Wissenschaftlern untersucht werden, nicht mehr bloße Informationsquelle des Forschers, sondern Individuen, mit denen sich der Forscher gemeinsam auf den Weg der Erkenntnis zu machen sucht*“ (Moser 1977, S. 13). Dießenbacher geht von einer kommunikativen Atmosphäre des gegenseitigen Sich-Ernst-Nehmens aus. Er problematisiert das potentielle Herrschaftswissen des Forschers und sieht dessen solidarisches Handeln dann gegeben, wenn er sein Wissen nicht in manipulativer Absicht ausnutze² (vgl. Dießenbacher 1980, S. 167).

² Hier führt sich der ursprüngliche Ansatz der Aktionsforschung mehr und mehr ad absurdum: Der Forscher verfügt über Wissen, das er jedoch nicht verwenden darf, weil er damit unmittelbar manipuliert und einen „herrschaftsfreien Diskurs“ verhindert. Statt vorhandene, unterschiedliche Potentiale konstruktiv zu nutzen, geht es hauptsächlich um eine „Wir sind doch alle gleich“-Illusion. Insbesondere das soziale

Realistischer erscheint die Einschätzung Wulfs, der feststellt, daß die Subjekt-Objekt-Differenz im Rahmen erziehungswissenschaftlicher Forschung kaum aufgehoben werden kann (vgl. Wulf 1977, S. 222). Nach Gruschka geht es demzufolge eher um kontinuierliche Interaktion zwischen Wissenschaftlern und Praktikern, um Transparenz des Forschungsprozesses für alle Beteiligten und um Relevanz des Forschungsgegenstandes, also um eine Bearbeitung der für die Erziehungspraxis tatsächlichen Probleme (vgl. Gruschka 1976, S. 147).

3. Stellenwert der Aktionsforschung heute

Ihren ursprünglich radikalen Charakter, den Anspruch eines Paradigmenwechsels, hat die Aktionsforschung nicht einlösen können. Papisilekas-Ohm sieht die anfänglich geforderte Reflexion von Theorie und Praxis der Aktionsforschung im Rahmen der marxistischen und Kritischen Theorie verlorengegangen zugunsten einer zunehmenden Hinwendung zur Alltagsorientierung (vgl. Papisilekas-Ohm 1983, S. 188). Der Anspruch eines 'herrschaftsfreien Diskurses' im Forschungsprozeß ist relativiert worden hin zu grundsätzlichen kommunikationstheoretischen Überlegungen. Der Forscher wird auf diese Weise nicht mehr mit dem negativen Etikett des Machtmißbrauchs gezeichnet, sondern er ist, wie die Praktiker auch, beteiligt an einer gemeinsamen Kommunikation. So sind nach Comelli der Prozeßcharakter im Forschungsvorgehen, die ständige Interaktion und Rück-

Feld hat, besonders bei Fragen der Leitung (da ist es besonders schwierig, „gleich“ zu sein), lange unter dieser „Gleichmacherei“ gelitten.

koppelung an das Betroffenensystem, das bewußte Einbeziehen der Ausführungen und Interpretationen der untersuchten Personen und die Orientierung an praktischen Problemen heute Kennzeichen der Aktionsforschung. Die Kooperation mit dem Praktiker, der als Subjekt begriffen wird, ist Grundlage und Ausgangspunkt des Forschungsprozesses (vgl. Comelli 1985, S. 61-65).

Wagner stellt in einer Aufarbeitung zum heutigen Stand der Aktionsforschung zwei Idealtypen dar: den der traditionellen Sozialforschung und dazu im Gegensatz den Idealtypus interaktiver Sozialforschung, der sich auf die Kritische Theorie und auf das Konzept der Aktionsforschung bezieht. Beide werden bei Wagner allerdings sehr vereinfachend dargestellt. So wird die traditionelle Sozialforschung von ihrem Forschungsansatz her als elementaristisch, vom Vorgehen als eindimensional, in ihrem Regelprinzip quantitativ, bezüglich der Untersuchungsbeziehung als abhängig (der Adressat vom Forscher) und von ihrem Lösungsprinzip als monologisch eingestuft (vgl. Wagner 1997, S. 142). Diese Charakterisierung beruht auf der bekannten Kontroverse zwischen qualitativer und quantitativer Forschung, unterschlägt aber (bewußt) die Entwicklung, daß diese beiden Positionen sich aufeinander zu bewegt haben (vgl. dazu insbesondere den Beitrag von Mägdefrau in diesem Band).

Interessant im Zusammenhang mit der hier diskutierten Fragestellung ist, daß Wagner bei der Beschreibung des Idealtypus zur interaktiven Sozialforschung diesen Forschungsansatz als holistisch, die Untersuchungsbeziehung zwischen Wissenschaftler und Praktiker als kooperativ und das Veränderungsinteresse als demokratisierend einstuft. Im Rahmen eines dialogischen

Lösungsprinzips geht es dann um kommunikative Validierung, nicht um empirische Validierung wie in der traditionellen Sozialforschung (vgl. Wagner 1997, S. 143). Zumindest in der Terminologie ist die Nähe zum partial-holistischen Ansatz augenfällig.

Vergewissert man sich der Entwicklung, welche die Aktionsforschung in Deutschland genommen hat³, ausgehend von dem Versuch, „Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften“ (Moser 1975) zu etablieren bei gleichzeitiger Kritik an den herkömmlichen Forschungsansätzen (vgl. ebd. S. 30), kann man feststellen, daß sie im wesentlichen auf eine Forschungsstrategie reduziert worden ist. Weitgehend herausgelöst aus dem Kontext der kritischen Theorie bleibt der Anspruch übrig, den Forschungsprozeß in ständiger Interaktion mit den Betroffenen zu gestalten, dadurch die beteiligten Subjekte einzubeziehen sowie ihnen und ihrer Subjektivität gerecht(er) zu werden. Diese Anforderungen implizieren eine Erweiterung um qualitative Methoden. Das kann demzufolge als ein Ergebnis der Diskussion um die Aktionsforschung festgehalten werden: Qualitative Strategien wurden aufgewertet bzw. rehabilitiert, das empirisch-analytische Wissenschaftsparadigma wurde seines Alleingeltungsanspruchs enthoben.

³ Von den Ursprüngen der „action research“, die von Kurt Lewin entwickelt wurden, wird hier abgesehen. Ihm ging es um sozialpsychologische Prozesse, die in Gruppen und Gesellschaften ablaufen, und insbesondere um die Frage, wie demokratische Prozesse initiiert werden können.

4. Das Theorie-Praxis-Verhältnis im Partial-Holismus

Forscher, Praktiker und die zu erforschende Zielgruppe sind im partial-holistischen Ansatz alle am Forschungsprozeß beteiligt (die Praktiker selbst können auch die Zielgruppe sein). Um die Praxis in ihrer Komplexität